*Michael Braun*

**Auf der Dunkelstrecke**

Laudatio auf Jan Koneffke und Andreas Lehmann\*, anlässlich der Verleihung des Robert Gernhardt-Preises am 15.9.2022

Liebe Freundinnen und Freunde des Robert Gernhardt-Preises, lieber Jan Koneffke, lieber Andreas Lehmann,

vor ein paar Jahren hat uns der Dichter Christoph Meckel eine „Dunkelstrecke“ prophezeit. Das war als gattungsgeschichtlicher Befund zu verstehen, als Ausblick auf eine Welt, der plötzlich die zivilisatorischen Selbstverständlichkeiten abhandenkommen und die sich unversehens mit der Knappheit der elementaren Ressourcen konfrontiert sieht. Wir haben uns eigentlich abgewöhnt, an die visionäre Kraft der Poesie zu glauben, wir sind eher auf Dämpfung der Affekte, auf die Relativierung der katastrophischen Phantasie und aufs Moderieren der Krise abonniert. Meckels Vision, formuliert in seinem letzten großen Gedichtzyklus „Dunkelstrecke“, ist jedoch von beklemmender Aktualität.

„Ich seh“, heißt es da in seinem letzten großen Gedicht,

„Ich seh einen alten Erdteil im fortgeschrittnen Zustand,

Land ohne Landschaft, verschlammte Flüsse,

 die restliche Nässe schiebt stinkend vorbei,

trocknet schwarz an den Steinen, fällt in Krusten ab.

Trinkwasser kommt in Containern aus Neufundland

Flotten der Wasserschiffe blockieren Meerengen und Sunde.

Pipelines unter Flutlicht, gestoppt, verwüstet,

Wasserkriege beschleunigen endlose Dürre,

 zurück bleiben Wüstenstaaten ohne Wein und Apfel.“

Das hat Meckel 2015 geschrieben – und diese Beschwörung eines Planeten, auf dem die Ressource Wasser knapp wird und die Versandung und Versteppung der Welt fortschreiten, scheint sich auf unheimliche Weise zu verwirklichen.

Und sie markiert ein poetisches Bewusstsein, das wir von Gegenwartsdichtung, von zeitgenössischer Lyrik erwarten. Dass sie sich nämlich nicht fortträumt in eine Gegenwelt des Refugiums, der Idylle, der unbedrängten Abgeschiedenheit, in der ein Ich-König regiert, sondern die Reflexion auf die Verheerungen des Planeten mit in ihr Schreiben aufnimmt. Wer eine „Dunkelstrecke“ in den Blick nimmt, der gelangt fast zwangsläufig zu einem poetischen Genre, das die Propheten der Zuversicht dämpft in ihrem utopischen Eifer.

Wer die „Dunkelstrecke“ als anthropologischen Ausgangspunkt wählt, der erwartet den Augenblick, da Geschichte in Nach-Geschichte übergeht, der kann als Dichter bis auf weiteres nur „Nachgesänge“ produzieren, also Gesänge NACH dem großen Gesang. „Nachgesänge“, weil etwas zu Ende gegangen ist; „Nachgesänge“, wie sie Jan Koneffke begonnen hat, der Dichter und Erzähler, den wir heute mit dem Robert-Gernhardt-Preis für sein lyrisches Projekt auszeichnen, gemeinsam mit seinem Schriftstellerkollegen Andreas Lehmann.

Die „Nachgesänge“ haben einen ehrwürdigen antiken Ursprung: als sogenannte „Epoden“ bzw. Schlussgesänge eines dreiteiligen antiken Chorlieds, die von deutschen Barockdichtern wie Andreas Gryphius rekonstruiert und nachgebildet wurden. „Nachgesänge“ sind Flucht- und Zielpunkt des neuen lyrischen Projekts von Jan Koneffke; „Nachgesänge“, die zurückkehren zu den Urszenen der Kindheit und der Jugend, in die Sechziger und Siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, durch die man in einer fast rührend anmutenden „Fortschrittseligkeit“ taumelte. „Nachgesänge“ auch, die mit nahen Menschen und Freunden zu tun haben, die diese Welt verlassen mussten, die gestorben sind und nicht mehr reagieren, wenn man Briefe, Ansprachen, Wünsche an sie adressiert. Nachgesänge als Genre eines posthumen Sprechens.

Zu den nahen Menschen Jan Koneffkes gehörte auch der Dichter Christoph Meckel, der Poet des Unterwegsseins, der bevorzugt vogelfreie Vagabunden, nomadisierende Träumer, blinde Seher zu seinen Helden erklärte, die mit ihrer Weltwahrnehmung die vorgefundene Wirklichkeit aus ihren Verankerungen lösten.

Seinem Freund und Lehrer Christoph Meckel schickt Jan Koneffke in seinen „Nachgesängen“ auch eine Selbstermahnung hinterher: „mein Freund“, heißt es da, „ob ich das von Dir lernen kann/ bleibe ich Schritt um Schritt im Gleichgewicht/ ein Spielbein in der Luft mit Leichtigkeit“.

Und diese kunstvolle Setzung der Schritte und der Versfüße, dieses behende Aufschwingen des Spielbeins mit „Leichtigkeit“, ist ja auch das Verfahren, das Jan Koneffke von Beginn seines Schreibens an präferiert hat. Seine frühen lyrischen Helden waren Himmelsspaziergänger, die mit einigem Übermut die Zwänge des uns eingepaukten Wirklichkeitskatalogs hinter sich gelassen hatten. Vor nunmehr 33 Jahren, 1989, erschien Jan Koneffkes erster Gedichtband, der bereits in seinem Titel erkennen ließ, dass hier ein Dichter angetreten war, der sich den Anmaßungen des Realitätsprinzips nicht beugen wollte und daher systematisch an der Aufhebung der Schwerkraft zu arbeiten begann. „Gelbes Dienstrad wie es hoch durch die Luft schoss“: Dieser erste Band war eine starke Ansage. Ohne die Kraft der Phantasie, ohne den Übermut des Himmelsstürmers, ohne die surreale Dynamik der Poesie, so ließ sich dem Titel entnehmen, haben wir im „Wahnsystem Realität“ keine Chance. Der Lyriker Koneffke, so schrieb ich damals, entwirft ein „Kraftfeld der Träume, in dem es keinen festen Halt mehr gibt und alles in einen Schwebezustand versetzt wird“.

Vor 33 Jahren kam ich dann auch das erste Mal mit Jan Koneffke ins Gespräch, in einem Studio des damaligen Südwestfunks, und er verblüffte mich mit einem poetologischen Bekenntnis, das ganz der romantischen Tradition verpflichtet schien, ein Bekenntnis, das er einem Aufsatz Theodor Adornos zu Joseph von Eichendorff entnommen hatte: „Erfahrung“, so hieß der Satz aus Adornos Aufsatz „Zum Gedächtnis Eichendorffs“, „Erfahrung wäre die Einheit von Tradition und offener Sehnsucht nach dem Fremden.“ Und dieser Anschluss an die Eichendorff-Deutung Adornos, dieses Plädoyer für die enge Verbindung von Tradition und der Öffnung für das Fremde, Unbekannte und noch nicht Angeeignete und unerhört Neue war damals ungewöhnlich, offenbarte hier doch ein Dichter des Jahres 1989 seine Neigung zur poetischen Tradition, die damals, in der noch nicht abgeschlossenen Ära der sogenannten „Neuen Subjektivität“, noch immer unter Restaurations-Verdacht stand.

Wir haben in den vergangenen Jahren Jan Koneffke vorwiegend als großen Erzähler und Fabulierer kennengelernt, als Verfasser einer grandiosen Familien-Saga, die den Untergang einer ganzen Generation in der Hölle des Zweiten Weltkriegs beschrieb, und zuletzt als Erfinder eines Schelmenromans, in dem ein Schrumpfkopf zum Reporter der unheilvollen Weltgeschichte wird.

Jetzt ist er zu seiner frühen Leidenschaft, der Dichtkunst, zurückgekehrt und hebt wieder das *Spielbein* in die *Luft,* animiert von *Leichtigkeit*. Und mit dieser Leichtigkeit, die eben auch von der Formensprache der Tradition zehrt, von all den feinen Kunstgriffen mit Reim, Halbreim, Wiederholung, Klangähnlichkeit und Litanei, ist er durchaus in der Nähe des Dichters, der diesem Preis den Namen gegeben hat. Ähnlich wie Robert Gernhardt, den viele bis heute als Impresario einer durchweg heiteren Reimkunst missverstehen, hat Koneffke bei aller Kunstübung mit dem Spielbein und der Neigung zur Leichtigkeit auch eine Affinität zum Schweren und zur Schwermut, die in den „Nachgesängen“ auch zum Ausdruck kommt.

Ähnlich wie der späte Robert Gernhardt, der nicht mehr der allseits lustige Leistungskomiker war, sondern von „Hiob im Diakonissenkrankenhaus“ erzählte und mithin von der Verlassenheit und Ausgesetztheit einer von Krankheit verheerten Existenz, so sprechen auch die „Nachgesänge“ von Verlusten und dem Untergang einer Welt, in der das Glück einst noch ein Aufenthaltsrecht hatte. Einmal, in einer Reminiszenz an „Frau Said aus Bagdad“ taucht nun bei Koneffke das dystopische Bild vom Verstummen der primären Stimme der Erzählkunst auf, das Bild von der verstummten Scheherazade. Falls das Erzählen der Scheherazade aus dem berühmten persischen Märchen endet, wäre ja das Erzählen für immer liquidiert.

„Zerfetzter Traum: Scheherazade stumm“: So endet Jan Koneffkes Gedicht „Frau Said aus Bagdad“.

„Scheherazade stumm“: Dieses Schreckensbild vermag kein Erzähler zu akzeptieren. Und vor allem der Erzähler Andreas Lehmann nicht, der sich vorgenommen hat, sein ebenfalls heute mit dem Robert Gernhardt-Preis ausgezeichnetes Prosaprojekt „Lebenszeichen“ mit einem Text zu Scheherazade enden zu lassen, in dem die Kraft des Erzählens als unverzichtbare Überlebensmaßnahme bekräftigt wird…

(…)

Wir profitieren also sehr davon, dass die Jury des Robert-Gernhardt-Preises wieder zwei verheißungsvolle literarische Projekte prämiert hat - und ich freue mich sehr, dass ich zwei würdigen Preisträgern gratulieren darf: Herzlichen Glückwunsch, lieber Jan Koneffke und lieber Andreas Lehmann, zum Robert-Gernhardt-Preis des Jahres 2022!

\*Der Robert-Gernhardt-Preis wird jährlich an zwei AutorInnen für ein literarisches Projekt verliehen, 2022 war das, neben Jan Koneffke, der Schriftsteller Andreas Lehmann. Die Laudatio wurde hier um jene Passagen gekürzt, die dem Projekt von Andreas Lehmann gewidmet sind.

Der Laudator, Michael Braun, gilt mit seinem umfangreichen kritischen Werk, das 2018 mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik ausgezeichnet wurde, als einer der intensivsten Kenner der deutschsprachigen Dichtung.